

Feuilleton

Vardagstryck



Die Sonntags-Beit:

Der Weg zum Brunnen. Von Franz Karl Ginzley.

Der Mann mit den Luftballons. Von Neera.

Der Held. Von Michel Provins.

Die Amme. Von B. M. Doroschewicz.

Australisches Reiseblatt. Von A. Wildgans.

Zeit-Strophen. Von Florian.

Illustrationen:

Eine Sitzung des Moskauer Semstwo-Kongresses.

Porträts vom Tage: General Roediger. — Generaladjutant Rasbek. — Kapitän Ruffin.

Tableau: Der Sultan in der türkischen Karikatur.

Unsere Literaturreubrik

(Seite 18 bis 20)

enthält folgende **B u c h b e s p r e c h u n g e n**:
Edith Freiin v. Gramm: Briefe einer Brant aus der Zeit der deutschen Freiheitskriege 1804 bis 1813, besprochen von Camill Hoffmann. — Wilhelm Fischer: Hans Feinglin, besprochen von Hugo Greinz. — Karl Bulke: Das Tagebuch der Susanne Develgönne, besprochen von Wilhelm Holzamer. — Gabriele Reuter: Wunderliche Liebe, besprochen von o. p. — Robert Heymann: Der Polarfloh, besprochen von Malte Vallus. — Raimund Biffin: Frau Wedekind, besprochen von F. S. — Gustav Karpeles: Literarisches Wanderbuch, besprochen von m. l. — Jarno Jessen: William Hogarth, besprochen von Dr. Karl Hans Strobl. — Comte Fleury: Les Drame de l'histoire, besprochen von Franz Blei. — Ivan Strannik: L'ombre de la Maison, besprochen von Dr. Raetke Schirmacher. — Büchereinkauf.

Feuilleton.

Schwedischer Weckruf.

Von Berner v. Heidenstam.*)

Wie sehr wir auch aus Selbstbeherrschung oder aus Gleichgültigkeit die Augen zu schließen versuchen, so muß es doch wohl den meisten unter uns klar geworden sein, daß dieses Jahr trotz aller zutage liegenden Unähnlichkeiten in seiner Bedeutung für uns nur mit dem Jahre 1809 zu vergleichen ist. Es bezieht sich dies nicht bloß auf die faktische Verminderung unserer äußeren Macht und auf die Unionsauflösung selbst, die sich ja auch uns nachgerade nützlich erweisen mag. Wir haben zweifellos rationellere Aufgaben, als uns mit der Frage zu beschäftigen, ob Norwegen recht oder unrecht hat — auf dem Papier. Wir wissen recht wohl, daß die Geschichte den Klage- liedern der Elbiren ob gebrochener Eide nur geringes Gehör schenkt, jedoch um so aufmerk- samer den Grad von Ermattung oder von Ge- sundheit und Wachstum beobachtet, der sich in den Ereignissen verrät. Welch unfruchtbare Zeit- verschwendung, Wasser zu spritzen, wenn das Haus bereits verbrannt, auf Paragraphen zu deuten in einer Sache, die schon verloren und nur unter neuen Formen zu retten ist! Eine einsichts- volle Politik pflegt in solchen Fällen selbst zuzu- springen und den Stier bei den Hörnern zu packen. Dies hätte allerdings hier seine Schwie-

*) Wir haben in unserer vorigen Sonntags- nummer einem Feuilleton des berühmten norwegischen Romandichters Arne Garborg über die nor- wegische Frage Raum gegeben. Als Gegenstück hierzu lassen wir nunmehr eine Beleuchtung des gleichen Themas durch einen der ersten schwedischen Romandichter, durch Berner von Heidenstam, folgen. In dieser Gegenüberstellung wird auch Heidenstams Feuilleton nicht verfehlen, weitgehendes Interesse zu erregen. D. Red.

rigkeiten gehabt, aber so weit ist denn doch der Volkswille zu seinem Recht gelangt, daß, was ein ganzes Volk einhellig beschloß, auch wir, wenn auch in vieler Hinsicht gekränkt und ver- lezt, respektieren müssen.

Nein, tiefer sitzt die Mißstimmung, die in diesen Tagen so viele von uns ergriffen und dieses Jahr gleich 1809 zu einem Erweckungsjahr für unser ganzes Land gemacht hat. Es ist die Ahnung, daß unser im Grunde so ehrliebendes Volk, das sich nicht zum wenigsten durch seine äußere Stellung bisher einen hervorragenden Platz im Norden bewahrte, Gefahr läuft, rascher vielleicht, als in Jahren und Tagen auszuwählen ist, zu dem letzten Platz herabzusinken. Es ist die Empfindung, daß die starren bürokratischen Formen, die Gleichgültigkeit für das Öffent- liche und die vergeuderische Verachtung aller Persönlichkeit und Kraft, die die gegenwärtige schlaffe Zeitperiode kennzeichnen, ihren Anteil haben an dem, was geschehen ist und noch weiter geschehen kann. Es ist die dumpfe Erbitterung, zu einem Zeitpunkt, da die Erde bebt und brennt und unser eigener entlegener Staat in die ernsteste Krisis geraten ist, die er seit hundert Jahren durchgemacht, keine handfesten und tüch- tigen Männer an Deck zu sehen. Gibt es denn in unserem ganzen Lande keine lebendige Seele, keinen einzigen Mann mit Manneskraft, der breitschultrig genug wäre, die Situation zu stützen?

Es ist schwer, an solch allgemeinen Mißwachs zu glauben, aber sicher ist, daß, selbst wenn solche Kräfte da wären, sie weder mit Fackeln und Laternen gesucht noch auch benützt werden wür- den. Es ist zu guter Letzt diese Mißwirtschaft, diese Säumnigkeit und Verwahrlosung in allem, was die Aufbarmachung der Fähigkeiten eines Volkes betrifft, die Schwedens Unglück zu werden droht.

Schon hat der erste Stoß uns getroffen. Hätten wir die gesunde Eignung der Norweger, die Kräfte des eigenen Landes anzuhornen und

im entscheidenden Moment sich ihnen zu unter- ordnen, es würde bei uns und vielleicht auch in der Union anders aussehen. Das Verantwort- lichkeitsgefühl ertrinkt bei uns in Kleinlichkeiten und Formalismen. In jeder Richtung stoßen wir auf Halbheiten. Die einflußreichsten Stellen scheinen eigens für die Mindestbefähigten da zu sein. Es ist das goldene Zeitalter der Mittel- mäßigkeiten, und diese werden darum auch nicht milde, zu versichern, daß alles sei, wie es sein soll. Sie sind wie die Schlafenden erkennbar an ihrem offenen Mund, ihren geschlossenen Augen und ihrem Schnarchen. Eine solche Ver- waltung der geistigen Ressourcen rächt sich fürch- terlich, wenn es einmal Ernst wird, aber unsere jetzige Periode erträgt ja lieber Haß und Gieße und Niederlagen, als den Gedanken an eine große nationale Politik, die all ihre Hilfskräfte ins Treffen schießt. Was soll man zu solch einem Vorgehen sagen? Das heißt den Arm in einen Bienenkorb stecken und alle die Stiche empfan- gen, ohne sich des Honigs zu bemächtigen. Es heißt die Marketen der zu Generalen machen; es heißt mit einer Erbse am Bolzen fehlzu- schießen, wo ein Stahlpfeil ins Schwarze treffen könnte!

Wir verwirren und verwickeln die Stimm- rechtsfrage — denn ein breiter, offener Entschluß scheint uns schon zur Unmöglichkeit geworden — und werden nachher jahrzehntelang für diese Halbheit büßen. Eine einzige große nationale Torheit wäre für unser Selbstvertrauen und unsere Zukunft mehr wert als all dies Feilschen und Handeln, alle politische Juristerei ohne Rück- grat und Muskeln. Die Schlaffheit, die uns in leeres Nichts hinabdrückt, ist das gefährlichste Abenteuer, in das unser Fortbestand geraten konnte. Wo die Luft lange zu sehr gepreßt wird, da endet es mit Messern und Blut. Und wo sich kein scharfes Ohr für die Unterströmungen der Zeit und keine Fähigkeit findet, all diese Strömungen zu einem Mark und Krommen zu

Die Zeit Wien 6. März 1905.

M. 1919/225

einem breiten Fluß zu vereinigen, da verschwindet ein Volk aus dem Spiele und geht zugrunde. Stärker als je seit Menschengedenken haben wir jetzt die Empfindung, daß wir bei einem Wendepunkt angelangt sind, daß wir keine neuen Demütigungen mehr hinunterschlucken können und daß es nicht fortgehen kann wie bisher.

Möge der Prinz, der das Erbrecht auf Schwedens Krone besitzt, mit dem Alten aufzuräumen, die vorhandenen Kräfte aufzusuchen und sie zu benützen verstehen. Nur auf diesem Wege kann er sein verantwortungsvolles Amt erfüllen.

Das Gefühl von Ueberdruß und Unbehagen im eigenen Lande, das so häufig bei den Schweden zum Ausbruch kommt, kann binnen kurzem ein neues mißvergnügtes Norwegen innerhalb Schwedens eigenen Grenzen schaffen. Freilich, sollte die Absicht bestehen, uns in zwei Volksschichten zu spalten, die eine bestehend aus Papiermenschen und fideles Schmausbrüdern, die andere aus Leuten, die etwas wollen und etwas taugen und beständig beiseite geschoben werden, bis sie schließlich die unversöhnlich Mißmutigen bilden, dann möge es fortgehen wie bisher. Ist es ein Voratz, daß wir immer fehlgehen, immer den kürzeren ziehen sollen, dann braucht nichts geändert zu werden. Aber es kann keine Befriedigung gewähren, müßig dazusitzen, das Notwendigste teurer bezahlen zu müssen als in den meisten anderen Ländern und zuzusehen, wie die Ungeduldigsten in Massen auswandern und wie die Arbeiterfragen gleich übereilten Drohbriefen beiseite geschoben werden. Was uns nützt, das sind freimütige, ehrliche, vollständige Reformen und neue Männer, und beide sind rasch erforderlich.

Es nützt uns nichts, anderen ihre Vaterlandsliebe zu mißgönnen und unsere eigene dabei zu erdroffeln. Wir wollen die Verantwortung und die Freude teilen, zu den Vortruppen und nicht zum Troß gezählt zu werden. Wir verlangen, aus

vollen Lungen atmen und uns frei bewegen und mit Bestimmtheit wissen zu dürfen, daß wir arbeiten, um die höchste uns mögliche Blüte zu erreichen. Dies sind keine Redebäumen, es ist ein soziales Bedürfnis des Wohlgefühls, die berechnete Forderung eines Lebens in Kraft und Gesundheit. Es ist ein Herzensschrei, und immer noch wallen trotz allem die Gemüter unter der phlegmatischen Außenseite heiß genug, daß dieser Herzensschrei über kurz oder lang auch von Lippen brechen wird, von wo man ihn am wenigsten erwartet.

Mag man immerhin versuchen, dies alles Schönrede zu nennen: es ist dennoch die Wahrheit; und jedermann weiß, daß sie es ist. Wir sind nur einmal ein Volk, und fassen wir dies einfach und natürlich, so bedeutet es, daß wir eine große Gruppe von Menschen mit derselben Sprache und derselben Kultur sind. Diese Kultur ist schon zu hoch gelangt, als daß es nicht eine ewige Schande für uns wäre, ohne Schmerz und ohne einen Blick um Heilmittel den unerkennbaren Symptomen des Siechtums und Welkens ins Antlitz zu starren. Dies hieße stumpfsinnig an der Tafel sitzen, während andere das Wein unter unserem Stuhl absägen. Es hieße, alles, was für Menschen heilig und groß ist, kleinlich und zunichte machen. Trügen wir auch Sonnen in unseren Händen, und diese Hände wären willenlos und tot wie jetzt, wie sollten wir uns da auf dem Wege weiterleuchten können? Die gegenwärtige Krise ist scheinbar von so weit äußerlicher Beschaffenheit, daß es aussieht, als könnten wir uns ohne innere Merkmale ihrer wieder entledigen. Aber was dann? Wir müssen erwachen, wir müssen eine allgemeine Sammlung über Land und Reich anstreben, um in anderer Weise als bisher unsere Zukunft und die Kraft des Volkes zu schützen, welches eins ist mit unserem Leben.

Wie man Frieden schließt.

So beiläufig vermag man sich's ja vorzustellen, wie das unter den Herren Diplomaten abgemacht wird. Aber was sie sprechen, wie sie sich benehmen, welch ein Talent sie entwickeln, was sie an Klünsten und Einfällen des Augenblicks leisten, wenn der Besiegte mit dem Sieger um den Frieden feilscht, das erfährt man niemals mit verlässlicher Genauigkeit. Denn es ist kein Profaner je dabei gewesen, wo zwischen zwei Staatsmännern das Schicksal zweier Völker verhandelt wurde. Da besitzen wir nun ein merkwürdiges, in seiner Art ganz einziges Buch, und es ist mir erstaunlich, daß jetzt niemand davon redet, daß niemand daran zu denken scheint. Dieses Buch, das an und für sich schon als Kuriosum gelten darf, ist nämlich gerade jetzt doppelt interessant. Es enthält den letzten Frieden, den die Japaner vor etwa zehn Jahren zu Shimonosaki mit den geschlagenen Chinesen abgeschlossen haben. Und es bringt die Gespräche, die zwischen dem Marquis Ito und Li-Hung-Chang geführt wurden. Was Bismarck und Thiers und Jules Favre einander zu sagen hatten, oder Kaiser Franz Josef und Napoleon III. zu Villafranca, oder andere Friedensunterhändler jemals vorher, das konnte man nie und nirgends lesen oder hören. An stenographische Protokolle dachten die europäischen Diplomaten nie, und Grammophonwalzen, die etwa historische Unterredungen hätten festhalten können, waren damals noch nicht vorhanden. Die nachträglichen Berichte aber, Erzählungen, die so ein pensionierter Staatsmann viel später in seinen Memoiren zum besten gab, wird man wohl immer mit einiger Vorsicht aufnehmen. Ihnen fehlt ja doch die heiße Unmittelbarkeit. Die Erregung des Moments ist verflogen, und mit ihr das frische Aroma des Echten. Auch ist es wohl nicht gut möglich, daß so ein Mann, der stundenlang mitten in einem

leidenschaftlich geführten Wortgefecht stand, zugleich alle empfangenen und ausgeteilten Sätze mit kühl besonnenem Gedächtnis sammeln konnte. In solchen Memoiren mag uns oft berichtet werden, was für geistreiche Antworten der Erzähler damals geben „wollte“. Sie sind ihm vielleicht erst später eingefallen, eine Minute oder ein Jahr nachher, und dann hat er sich fest eingebildet, er habe das alles wirklich gesagt. Bewußt oder unbewußt nimmt der Esprit d'escalier am Schreibtisch seine Revanche. Gäbe es aber stenographische Protokolle, die Herren Diplomaten würden vielleicht staunen, was sie eigentlich miteinander gesprochen haben.

In dem Buch, das die Friedensverhandlungen zu Shimonosaki enthält, gibt es stenographische Protokolle. Zum erstenmal bei solchem Anlaß. Diese Asiaten haben sich nicht begnügt, europäische Einrichtungen nachzuahmen. Wir lassen Parlamentsreden stenographieren. Sie gingen einen Schritt weiter, brachen mit der Geheimtuer, von der diplomatische Verhandlungen sonst wohl umgeben werden, ließen alles von ihren Stenographen aufnehmen, was die beiden Bevollmächtigten miteinander sprachen, und übergaben dann, gleich nachdem der Friede geschlossen war, diese historischen Dialoge einfach der Öffentlichkeit. Einfach: denn das Buch wurde nicht feierlich von einer der beiden kaiserlichen Regierungen herausgegeben, sondern es erschien im Verlag einer Zeitung, der „Tientsin Preß“. Der Vermerk „officially revised“ ist seine Beglaubigung und genügt auch. Denn die „Tientsin Preß“ war das Leiborgan des seligen Li-Hung-Chang und hat auf den ausdrücklichen Wunsch ihres hohen Gebieters dieses Buch in die Welt gesendet. Es führt den Titel: „History of the Peace Negotiations, documentary and verbal, between China and Japan, March-April 1895. With Text of the Treaty of Peace and Portrait of the Viceroy Li-Hung-Chang“ — 1895. Sogar